

Schwertheft



Nr. 21 Die Flavier

HEDWIG BERGER

**DIE FLAVIER
(SCHWERTHEFTE 21)**



ÜBER DAS BUCH:

Es ist die Zeit der Christenverfolgung in Rom unter Kaiser Domitian, die auch vor der eigenen Familie und seinen Erben nicht Halt macht. Restitutus, ein Patrizierabkömmling, wird Zeuge zahlreicher Hinrichtungen und zieht dadurch seinen alten Götterglauben immer mehr in Zweifel bis letztlich auch er dem Glauben an den Nazarener erliegt.

IMPRESSUM

Herausgeber: Peter Emmerich
EMMERICH Books & Media
Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz
(www.emmerich-books-media.de)
20. September 2021

Originalausgabe (32 Seiten zu 0,20 Mark)
Missionsdruckerei Steyl, Kaldenkirchen, Rhld.
erschieden im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts

E-Book-Erstellung & Textbearbeitung: Peter Emmerich
(PDF automatisch aus EPUB generiert)

INHALT

DIE FLAVIER

HEDWIG BERGER

SCHWERTHEFTE

DIE FLAVIER.
AUS DER
CHRISTENVERFOLGUNG

ÜBERSETZT VON HEDWIG
BERGER

I.

Ein junger Mann trat aus dem Tempel der Vesta, diesem kleinen, kreisrunden Gebäude, das für das heidnische Rom das höchste Heiligtum bedeutete. Hier lebten die Vestalinnen, vier Mädchen, die sich durch ein Gelübde zu einer dreißigjährigen Jungfrauschaft verpflichtet hatten und das der Göttin geweihte Feuer treu hüten und unterhalten mussten. Die schrecklichsten Strafen waren derjenigen angedroht, die ihr Gelübde brach oder das Feuer erlöschen ließ. Die Unglückliche wurde lebend auf dem Richtplatz der Verbrecher begraben, und mehr als eine war schon diesem schrecklichen Schicksal anheimgefallen.

Das Volk erzählte sich, dass außer dem Feuer auch noch andere seltsame Dinge in diesem Tempel gehütet würden, die

aber nie jemand zu sehen bekam. Den Vorrang unter diesen behauptete eine riesige Schlange, die die Vestalinnen zu nähren hatten, und die am Tage der Gründung Roms geboren sein sollte, um erst am Tage des Untergangs der Mutter der Welt zu sterben.

»Auch dieser Tempel befriedigt mich nicht«, murmelte der junge Mann für sich hin. »Ich kann nicht verstehen, dass ein Feuer ein der Gottheit würdiges Opfer sein soll, sowie ich nie verstehen werde, dass ein Gott Gefallen finden könne an Ochsen, Kälbern und Gänsen, ihm zu Ehren geschlachtet von Priestern, die während der heiligen Handlung nicht an diese selbst denken, sondern sich auf die reiche Mahlzeit freuen, die sie von dem frischen Fleische halten werden. Ich verstehe nicht, wie die Götter ihren Willen und die Zukunft durch die zuckenden Eingeweide dieser Tiere kundgeben können. Überhaupt – der Kultus der Götter befriedigt meine Seele nicht. Am liebsten möchte ich jenen recht geben, die da sagen, dass es weder einen Olymp noch einen Gott gebe. Aber ich kann auch das nicht, denn zu laut spricht eine Stimme in meinem Innern, dass ein höheres Wesen sein müsse. Was soll ich aber dann denken und glauben?«

Der so sprach war Markus Antonius Restitutus, der Sprosse einer vornehmen römischen Familie, ebenso hervorragend durch ihren Adel wie ihren Reichtum. Er war bisher nicht besser und nicht schlechter gewesen als damals die meisten Jünglinge der stolzen Römer. Er verbrachte sein Leben heiter und sorglos inmitten Zerstreungen und Vergnügen, in den öffentlichen Bädern und den Amphitheatern, ohne daran zu denken, sich ein tieferes Wissen oder eine gründliche Kenntnis

seiner Religion anzueignen. Vergnügungssüchtig und leichtlebig angelegt, war er in religiöser Beziehung mindestens sehr gleichgültig.

Aber seit zwei Jahren war in seiner Geistesrichtung ein gründlicher Wandel eingetreten. Damals war eben die Christenverfolgung ausgebrochen. Auch Restitutus hatte den allgemeinen Hass gegen die Christen geteilt; auch er hatte gerufen: »Christiani non sint!« (»Die Christen haben kein Recht zu sein!«), und es ganz in der Ordnung gefunden, dass sie verfolgt und zum Tode verurteilt wurden. Und als ihn einmal sein Jugendfreund Quintilius Verecundus fragte: »Sage mir, warum hassest du eigentlich die Christen so sehr?«, da hatte er ihm geantwortet: »Weil sie die größten Missetäter sind, die existieren. Sie beten einen ans Kreuz geschlagenen hebräischen Sklaven mit Eselsohren an; sie essen das Fleisch und trinken das Blut unschuldiger Kinder, die sie bei ihren geheimen Zusammenkünften schlachten; sie begehen noch viele andere unaussprechliche Abscheulichkeiten – und sie sind endlich die größten Feinde Roms.«

»Hast du sie schon bei einem von diesen Verbrechen ertappt?«, fragte Quintilius ruhig weiter.

»Nein!«, musste Restitutus eingestehen.

»Haben sie dir je etwas Übles zugefügt?«

»Nein!«

»Dann sprich auch nicht in solcher Weise von ihnen.«

»Wie? Du verteidigst die Christen?«, rief Restitutus erstaunt.

»Ich fälle nur dann ein Urteil, wenn ich mich von dessen Gerechtigkeit überzeugt habe«, erwiderte Quintilius ernst und

bestimmt.

Acht Tage nach diesem Gespräche besuchte Restitutus das Flavische Amphitheater, das heutige Kolosseum, ein riesiges, prachtvoll ausgestattetes Gebäude das von Vespasian, dem Vater des damals regierenden Kaisers Domitian, vollendet worden war.

Er wohnte den dort veranstalteten Schaustellungen bei, den Kämpfen, die die Gladiatoren miteinander und mit wilden Tieren ausfochten, mit den szythischen Bären, den deutschen Auerochsen, den numidischen Löwen, den afrikanischen Panther und den Elefanten und Leoparden von Indien und Ceylon. Aber sie fesselten ihn nicht, diese Kämpfe. Er hatte derartiges und noch Interessanteres bereits genug gesehen. Er wie alle andern Zuschauer warteten ungeduldig auf ein anderes Schauspiel, auf das Hinschlachten der Christen, das heute zum ersten Mal in der Arena stattfinden sollte – ein Schauspiel, das nur wenige bereits kannten, denn seit dem Tode Neros hatte sich die Kirche eines verhältnismäßigen Friedens erfreut, und unter Titus und Vespasian war die Zahl der Märtyrer nicht groß gewesen. Diese Kaiser waren milden Sinnes und ließen wohl einzelne Christen aus Hass gegen ihren Glauben hinrichten, aber sie veranstalteten keine Massenmorde.

Während der letzten Kämpfe der Gladiatoren erscholl deshalb im Zirkus jenes wilde Geschrei, das sich noch drei Jahrhunderte lang, bis zu Konstantins Dekret, wiederholen sollte und das, in andere Worte gekleidet, auch in unsern Tagen wieder ertönt: »Christiani ad leones!« (»Werft die Christen den Löwen zum Fraße vor!«)

Die Gladiatoren taten ihr Bestes, die Aufmerksamkeit der

Zuschauer zu fesseln und das souveräne Volk zu befriedigen; aber vergebens! Der Pöbel verhöhte und verlachte sie, bewarf sie mit Kerngehäusen von Früchten, und immer lauter, immer stürmischer, immer drohender wurde der Ruf: »Christen und Löwen! Wir wollen die Christen bluten sehen!«

Domitian, der sich der Volksgunst versichern wollte, gab endlich das gewünschte Zeichen.

Die Zirkuswärter entfernten aus der Arena die toten Gladiatoren und die noch zuckenden Körper der Sterbenden. Der Boden wurde mit frischem Goldsande bestreut und die Luft mit duftigen Wasserschauern erfrischt; dann ließ man die Christen eintreten.

Es waren ihrer viele, wohl mehr als hundert Männer und Frauen, Jungfrauen und Kinder waren vertreten. Alle waren als Bacchuspriester gekleidet, trugen Blätterkränze in den Haaren und hielten in den Händen Waffen, womit sie gegeneinander kämpfen sollten.

Ihr Eintritt wurde mit einer Salve von Geheul, Zischen und Beschimpfungen begrüßt.

Auch Restitutus schrie: »Verfluchte!« Aber er konnte den Satz nicht vollenden, denn er hatte dort unten in der Arena seinen teuersten Freund, Quintilius Verecundus erblickt, und im Übermaße des Erstaunens und des Schmerzes breitete er seine Arme nach ihm aus und rief:

»Quintilius! Du – auch du bist ein Christ?!«

In dem Toben der Menge ging der Ruf ungehört unter. Aber dem jungen Patrizier kam es vor, als wanke der Boden unter seinen Füßen.

Quintilius ein Christ! Nie und nimmer hätte er es geglaubt,

hätte er sich nicht soeben durch eigne Wahrnehmung davon überzeugen müssen. Quintilius, dieser hochgebildete, ernste, kühne, edle Jüngling, welcher der höchsten Opfer für das Vaterland fähig gewesen wäre, und dessen Geist mit hohen Idealen angefüllt war, ein Christ, d. h. ein Anhänger der albernsten, verächtlichsten, schändlichsten aller Religionen.

Aber das war ja nicht möglich – konnte nicht möglich sein!

Und dennoch war es so. Dort unten stand ja Quintilius, als Bacchuspriester gekleidet, das Haupt mit einem Blätterkranze umwunden. Eben wandte er seinen Blick dem Freunde zu, den er unter den Tausenden von Zuschauern erkannt hatte, und schaute ihn mit einem Lächeln himmlischer Freude an.

Restitutus schien es in diesem Augenblicke, als drehe sich alles um ihn; ein stechender Schmerz wühlte in seinem Herzen; er schloss die Augen, um nichts mehr sehen zu müssen. Als er sie wieder öffnete, sah er, wie die Christen ihre Waffen zur Erde warfen und auf die Knie sanken, um zu beten; er hörte das Volk zwischen vor Wut, dadurch des erhofften Schauspieles beraubt zu werden. Er sah, wie die Aufseher des Amphitheaters die Störrigen zum Kampfe zwingen wollten, wie sie sie mit ihren Peitschen auf das grausamste schlugen; aber vergebens, vergebens! Und im Stillen billigte er die Handlungsweise der Christen, denn auch er hätte sich nie dazu verstanden, gegen seine Glaubensgenossen zu kämpfen.

Er sah dann, wie aus den dunklen Gängen des Zirkus große Käfige in die Arena geschoben wurden, aus denen riesige Raubtiere herausprangen, in ihrer Wildheit noch aufgestachelt durch langes Fasten und den Kontrast zwischen der Dunkelheit ihrer Gefängnisse und dem Geschrei der Menge. Einen

Augenblick stutzten sie und stierten auf die kniend und mit ausgebreiteten Armen betenden Opfer. Dann stürzten sie sich auf sie.

Ein schwarzer, geschmeidiger Panther hatte sich Verecundus gewählt. Restitutus sah, wie das Tier seinen Freund fixierte, sich zum Sprunge duckte und dann seine Zähne in dessen Nacken schlug. Er fühlte mit ihm, als befände er sich selbst unter den scharfen Zähnen des Raubtieres; er glaubte das Krachen und Knirschen der Knochen zu hören – er sah das rote rauchende Blut über den zerfleischten Körper herabströmen ...

Das Unerhörte war geschehen. Quintilius war nicht mehr, und er war als Christ gestorben ...

Als Christ!!

Noch erfasste Restitutus nicht die volle Bedeutung dieses Wortes. Zu fremd klang es in seinen Ohren. Unfähig, weiter zu denken, schloss er neuerdings die Augen. Er wusste nicht mehr, dass er sich im Zirkus befand; er hörte nicht mehr das Geschrei der blutdürstigen Menge, eine einzige Vorstellung beherrschte ihn: Quintilius, der Freund, den ich mehr als alles auf der Welt geliebt habe, ist tot – und er ist als Christ gestorben. –

Als er sich wieder ermannte, wurde eben der Leichnam des Freundes aus der Arena fortgeschafft. Dieser blutlose, zum Teil schon von dem Panther verzehrte Leichnam, der da gleich dem Körper des letzten Sklaven hinausgeschleppt wurde und in ein Massengrab geworfen werden sollte, war noch vor wenigen Minuten einer der vornehmsten, reichsten, schönsten Jünglinge Roms gewesen, und dieser hatte allem entsagt, seinem Reichtum, seinen Würden und Ehren, den Freuden des Lebens und diesem selbst, ja sogar einem ehrenvollen Begräbnis, um

seinem Glauben nicht untreu zu werden. Welcher mächtige Zauber musste doch von dieser orientalischen Lehre ausgehen, dass sie sogar einen so klugen Geist wie den des Quintilius umstricken und zu solchen Opfern bereitmachen konnte!

Der Leichnam sollte nun in das für die Sklaven und Verbrecher bestimmte Massengrab geworfen werden. Das aber wollte Restitutus um jeden Preis verhindern. Er wollte die Leiche ankaufen und in Quintilius' Familiengrab auf der Flaminischen Straße bestatten. Er konnte dies tun, ohne sich irgendwelchen Gefahren auszusetzen; denn nach dem römischen Gesetz büßte der Verbrecher seine Schuld mit dem Tode, sein Leichnam aber durfte wieder der Ehren eines anständigen Begräbnisses teilhaftig werden, und man billigte die Handlungsweise jener, die einem Hingerichteten diese letzte Ehre erwiesen.

Restitutus verließ deshalb seinen Platz in der für die jungen Patrizier bestimmten Sitzreihe und stieg hinab ins Spoliarium, den unterirdischen Raum, wo bis auf weiteres die Leichen der Gefallenen aufgehäuft wurden.

Als er seinen Fuß in diesen düstern, unheimlichen Raum setzte, konnte er eine Gebärde des Entsetzens und Abscheus nicht unterdrücken, denn er sah hier eine Menge halbzerfleischer, mit Blut und Wunden bedeckter menschlicher Körper liegen. Wie er bemerkte, waren diese in zwei Gruppen eingeteilt, in Gladiatoren und Christen.

Neben dem letzteren Haufen stand ein junger Mann von angenehmem Äußern und sprach mit dem bärtigen Hüter der Leichenkammer.

»Wir sind also einig, zwei Stunden nach

Sonnenuntergang«, bemerkte er eben.

Der bärtige Sklave legte die Hand auf die Brust, als wolle er beteuern, dass bis dahin alles in Ordnung sein werde, und streckte die Linke aus, um eine wohlgefüllte Geldbörse in Empfang zu nehmen.

»Dass aber keiner fehlt«, schärfte der junge Mann dem Wächter nochmals ein.

»Nicht ein Leichnam soll fehlen, und keiner wird entweiht werden. Ich wünsche deine Herren zufriedenzustellen und hoffe, noch mehr derartige Geschäfte mit ihnen zu machen. So wie ich sie heute gut bediene, werde ich es auch in Zukunft stets tun«, entgegnete der Aufseher mit einem halben Lächeln, dann wandte er sich an Restitutus mit der Frage: »Was willst du?«

Restitutus deutete auf Quintilius und sagte: »Ich möchte diesen Leichnam kaufen.«

Der Aufseher machte eine bedauernde Bewegung: »Es tut mir leid, aber du kommst zu spät. Dieser Patrizier hier – er deutete auf den fremden Jüngling – hat den Leichnam bereits gekauft. Aber wenn du stattdessen die Leiche irgendeines Gladiators wünschst, kann ich dir sofort dienen und werde einen billigen Preis machen.«

Restitutus würdigte den Menschen keiner Antwort, sondern wandte sich an den Fremden: »Wirst du Quintilius Verecundus, dessen entseelte Hülle du gekauft hast, ehrenhaft bestatten?«

»Ja.«

»In seinem Familiengrab auf der Flaminischen Straße?«

»Er wird dort begraben werden, wo er selbst gewünscht hat zu ruhen.«

»Er war mein Freund. Willst du mir nicht sagen, wo die Bestattung stattfinden wird, damit auch ich daran teilnehmen kann?«

Der junge Unbekannte maß den Sprecher mit einem forschenden Blicke. Er vermutete in ihm einen Späher und Angeber, der unter dem Vorwande, dem Märtyrer die letzte Ehre zu erweisen, sich überzeugen wollte, wer seine Begleiter auf seinem letzten Gange waren, um dann hinzugehen und sie bei den Gerichten anzuzeigen und so ebenfalls dem Tode zu überliefern. Er erwiderte deshalb kühl: »Um dies zu können, musst du erst den Fisch essen«, und entfernte sich eiligst.

»Wer ist dieser Mann?«, fragte der junge Patrizier den Aufseher. Doch dieser wusste es entweder selbst nicht, oder er wollte keine Auskunft geben. Er schüttelte nur den Kopf.

Restitutus verließ nachdenklich den Zirkus Das schreckliche Ende seines Freundes und die rätselhaften Worte des Fremden wollten ihm nicht aus dem Sinn. Um den Freund auf seinem letzten Gange begleiten zu können, musste er erst den Fisch gegessen haben. Was sollte das heißen? Wieviel er auch darüber nachdachte und nachgrübelte, er konnte den Schleier des Geheimnisses nicht lüften, und dieses wurde noch dunkler, als er einige Tage später, an einer Steinmetzwerkstätte vorüberschreitend, bei einem flüchtigen Blicke in das Innere einen weißen Grabstein aus Marmor bemerkte, den der Mann eben mit einer dem Andenken des Quintilius Verecundus »und seiner mit ihm im Glauben vereinigten Brüder« gewidmeten Inschrift versah, unter der ein Fisch eingemeißelt war.

Restitutus trat ein und fragte den Steinmetzen, wer diesen Grabstein bestellt habe. Aber der Mann wusste keine Auskunft

zu geben. Er hatte die Bestellung von einem Unbekannten erhalten und kümmerte sich nicht um Namen und Herkunft seiner Kunden. Ihm genügte, dass sie gut bezahlten, und jener Unbekannte hatte nicht lange über den Preis verhandelt, sondern gleich zum Voraus die verlangte Summe bezahlt.

Nachdenklich verließ Restitutus unverrichteter Sache die Werkstatt. Der Gedanke an den toten Freund beherrschte von da an völlig seine Seele.

Er vergegenwärtigte sich alle Einzelheiten aus den verflossenen, mit dem Freunde verlebten Jahren, seine Tugenden, seine Hochherzigkeit, seinen Edelsinn, und fragte sich immer und immer wieder: »Wie konnte nur Quintilius, der gute, edle Quintilius, Christ sein?«

Er versuchte allerdings, sich selbst auf diese Frage eine Antwort zu geben: »Quintilius ist Christ geworden, ohne den wahren Charakter der Anhänger des gekreuzigten Hebräers zu kennen. Um ihn zu gewinnen, haben sie ihre verruchten Geheimnisse vor seinen Augen sorgfältig verborgen.«

Aber bei näherer Betrachtung schien ihm diese Erklärung doch nicht stichhaltig. Er hatte ja den Freund zu gut gekannt, um nicht zu wissen, dass dieser nie und nimmer den christlichen Glauben angenommen hätte, ohne ihn vorher genau studiert zu haben, umso mehr, als ihm alles, was die Heiden den Christen vorwarfen, bekannt gewesen sein musste. Hatte sich also auch Quintilius mit diesen Verbrechen befleckt? Nein, nein, das konnte Restitutus nicht glauben. Zu rein war das Herz des Freundes, zu hoch und edel sein Streben und ganz makellos sein Wandel gewesen. So waren vielleicht die gegen die Christen erhobenen Anschuldigungen gar nicht wahr? Aber

auch das war nicht gut möglich, denn sie lauteten zu genau und zu bestimmt. Und wie hätte man die Christen, wenn sie keine Verbrechen begingen, in demselben Rom verfolgen dürfen, das die unsinnigsten Glaubensbekenntnisse in seinem Schoße duldet? Keine andere Religion wurde von der Staatsgewalt so verfolgt wie die christliche – also musste sie schlecht sein und ihre Anhänger all jener Verbrechen schuldig, die man ihnen zur Last legte. Wahrscheinlich strömte die christliche Lehre einen geheimen Zauber aus, der die sich ihr unvorsichtig Nähernden bannte und verdarb, wie die Flamme den unvorsichtigen Falter anzog und ihm die Flügel versengte. Diesem Zauber war Quintilius unterlegen und würde vielleicht auch er unterliegen, wenn er sich mit ihr vertraut machte; aber Christ wollte er um keinen Preis werden.

Nicht aus Furcht vor dem Tode, der die Nachfolger des Nazareners bedrohte. Als Römer fürchtete er den Tod nicht, auch waren unter der Herrschaft Domitians die Heiden ihres Lebens nicht immer sicher, sondern weil er, stolz auf seine edle Geburt und seinen Patrizierrang, es verschmähte, sich zur Religion der Armen, Sklaven und Bettler zu bekennen, als welche die Lehre Christi damals in Rom galt.

Er gab sich daher alle Mühe, nicht mehr an das Christentum und an Quintilius zu denken. Um zu vergessen, stürzte er sich kopfüber in den Strudel der Zerstreungen des römischen Lebens; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Das bleiche Antlitz des toten Freundes tauchte immer wieder vor seinem Geiste auf, es ließ sich nicht bannen; die blutlosen Lippen schienen zu ihm zu sprechen: »Du hast dich an mich durch das Band der Freundschaft gebunden, bald wirst du es auch durch

den Glauben sein.«

Immer heißer brannte die Sehnsucht in seinem Herzen, die christliche Lehre kennenzulernen. Doch er widerstand der inneren Stimme und hoffte, den Frieden des Herzens auf einem anderen Wege wiederzugewinnen. Er sagte sich nämlich: »Es kann nur eine wahre Religion geben. Wenn es nun die unserer Götter ist, dann ist es erwiesen, dass das Christentum falsch ist, und es ist meine Pflicht, es zu fliehen.«

Also machte sich Restitutus daran, den Glauben seiner Vorfahren zu studieren, der das alte Rom groß gemacht und in dem er bis jetzt gelebt, weil er in ihm geboren war, den er aber sonst sehr wenig kannte, denn er war viel zu leichtlebig gewesen, um sich in das Labyrinth der Mythologie verlieren zu wollen. Nun holte er das nach. Aber je genauer er die Götterlehre studierte, desto mehr fand er sich von ihr abgestoßen. Anstatt dass ihm die Bewohner des Olymps liebens- und verehrungswürdiger erschienen, wurden sie ihm mehr und mehr zuwider und verächtlich. Er konnte den jähzornigen Jupiter, den Raufbold Mars, die gemeine, geschwätzige Juno, den schwelgerischen Bacchus, die frivole Venus, den diebischen Merkur nicht achten, ebenso wenig Vulkan, den Jupiter selbst einmal erzürnt vom Olymp herabgestürzt hatte, und Saturn, der seine eigenen Kinder gegessen haben sollte. Wie konnten diese betrügenden und betrogenen, mit Verbrechen aller Art besudelten Gottheiten Verehrung einflößen? Nein, es war Restitutus unmöglich, zu glauben, dass diese mit allen bösen Leidenschaften der Menschen behafteten Wesen, von denen die besten schlechter waren als die schlechtesten der Menschen, die Schöpfer und

Erhalter des Weltalls sein sollten, denen man Gehorsam, Ehrfurcht, Anbetung schuldete ... Nein, die Götterlehre war der wahre Glaube nicht, konnte es nicht sein! Aber – welche Lehre war es dann?

Ein Gedanke kam dem Grübelnden: gab es denn überhaupt einen Gott? Musste man ein höheres Wesen, einen Schöpfer und Erhalter des Weltalls annehmen? Aber wenn man dessen Existenz leugnete, wohin geriet man dann?

Der junge Mann musste über sich selbst lachen. Nein, so töricht war Markus Antonius Restitutus nicht. Sein besseres Gefühl sagte ihm, dass ein Gott sein müsse. Alles, was ihn umgab, bezeugte ja das Dasein eines höheren, allweisen, allmächtigen, ewigen Wesens. Ein Gott musste sein und also auch eine Religion. Aber wenn nun die Götzenbilder von Holz und Stein keine Gottheiten waren, sollte doch vielleicht der Christengott der allein wahre sein?

Nein, nein, das konnte, das wollte Restitutus nicht einmal denken, geschweige denn glauben. Es wären dann nicht fast nur Sklaven Christen gewesen und hätten nicht so viele auserlesene Geister sich zur heidnischen Religion bekannt, wenigstens dem Namen nach. Die Götterlehre musste auch schöne Seiten haben, und die Schuld, sie nicht gefunden zu haben, lag nur an ihm. Er hatte sie offenbar noch nicht genug studiert und urteilte vorschnell über etwas, was er nicht kannte.

Verzweiflungsvoll ging Restitutus von neuem an dieses Studium, und an dem Morgen, an dem wir das erste Mal mit ihm zusammentrafen, kam er gerade aus dem Tempel der Vesta, unbefriedigt auch von diesem Heiligtum; denn er hatte bei den Priesterinnen der Göttin nicht den Ernst und die

Frömmigkeit gefunden, die er von den Hüterinnen des römischen Palladiums, des höchsten Heiligtums der Stadt und des Reiches, verlangen zu können glaubte.

Während er über das Forum seinem Palaste zuschritt, kam ihm ein kleiner, aber glänzender Zug entgegen. Der Konsul, dem die Liktores voranschritten, begab sich nach dem Palatin, der Residenz des Kaisers, mit dem er das Konsulat teilte.

Konsul war in diesem Jahre Domitians Vetter, Titus Flavius Klemens.

Zur Zeit der hier geschilderten Ereignisse hatte Domitian seinem Vetter eben die Konsulatswürde verliehen und dessen beide Söhne, Sabinus und Plautius, an Kindes statt angenommen, ihnen den Cäsarentitel verliehen und die Thronfolge zugesichert. Dabei hatte er jedoch gleichzeitig ihre Namen geändert: der zehnjährige Sabinus hieß nun Vespasian, der sechsjährige Plautius aber Domitian.

Restitutus begrüßte den Konsul mit einer respektvollen Verbeugung.

»Welches Glück doch dieser Mensch hat!«, äußerte der junge Patrizier Plautius, Restitutus' Freund, der eben auf ihn zutreten war und dies beobachtet hatte.

»Nennst du es ein Glück, mit Domitian die Ehren des Konsulats zu teilen?«, fragte Restitutus mit einem spöttischen Lächeln.

»Jedenfalls ist die Würde nicht zu verachten. Der Konsulatsitel wird von vielen ersehnt, und geht das Konsulatsjahr zu Ende, so kann der also Ausgezeichnete als Prokonsul nach Asien oder Afrika gehen und sich dort leicht großen Reichtum erwerben.«

»Nun, Titus Flavius Klemens würde diesen Reichtum wenigstens gut anwenden. Nennen ihn doch schon jetzt alle gut, milde und wohlätig. Kein Armer geht unbeschenkt von ihm, und seine Sklaven betrachten ihn mehr als Vater denn als Herrn. Nicht einmal die Sklaven auf seinem Landgute in der Campagna sollen angekettet sein und auch der Pfortner frei gehen«, bemerkte Restitutus damit Eigenschaften des Konsuls erwähnend, die ganz Rom kannte und die auffallend von der übergroßen Strenge abstachen, womit die Mehrzahl der Römer ihre Sklaven behandelte.

»Diese ungewöhnliche Sinnesart des Konsuls befremdet auch allgemein. Er ist der echte Sohn des Titus Flavius Sabinus, von dem man erzählt, dass er allen Grausamkeiten abhold und so wenig stolz war, dass ihn viele einen Schwächling, andere einen Mann von großer Selbstbeherrschung nannten. Wüsste ich nicht genau, dass dieser Mann als Anhänger der Götter starb und Klemens als Domitians Vetter über jeden Verdacht steht, ich würde Vater und Sohn den – Christen zuzählen.«

Restitutus stieß einen Laut des Erstaunens aus.

»Bist du von Sinnen? Der Konsul Titus Flavius Klemens ein Christ?«

»Warum nicht? Macht nicht die Lehre des Galiläers feige und träge? – Aber betrachte doch einmal den Greis dort, Restitutus! Welch schöner Kopf, welche edle, ausdrucksvolle Züge! Nie hätte ich geglaubt, bei einem Mann aus dem gemeinen Volke eine solche ehrfurchterweckende Schönheit zu finden. Wahrlich, dieser Kopf wäre wert, in Marmor ausgemeißelt zu werden!«, unterbrach Plautius seine gegen den

Konsul gerichtete Anklage, dem Freunde einen alten Mann zeigend, der einige Schritte vor ihnen herging.

Der Greis zählte gewiss schon mehr als achtzig Jahre, und die Last derselben hatte seinen Rücken gebeugt. Sein scharfgeschnittenes, leicht von Falten durchzogenes, von einem langen weißen Bart umrahmtes Antlitz war wirklich außerordentlich schön. Um den feingeschnittenen Mund schwebte ein liebenswürdiges Lächeln, die Augen blickten voll väterlicher Güte. Diesen Mann konnte man unmöglich hassen. Schon sein Anblick erweckte Liebe, und Restitutus sagte sich, dass er diesen Greis gerne »Freund«, ja »Vater« nennen möchte. Seine Kleidung war sauber und geschmackvoll, aber sie zeugte von großer Armut und wollte zu den von hohem Adel durchgeistigten Gesichtszügen ihres Trägers nicht recht passen.

»Ein schöner Alter – wirklich! Wer mag das sein?«, rief Restitutus voll Bewunderung.

»Ich sehe ihn heute zum ersten Mal. Es muss ein Fremder sein, wahrscheinlich ein Orientale und Philosoph. Der Orient ist ja die Wiege der Wissenschaften, der seltsamsten philosophischen Systeme und zugleich der wunderlichsten Glaubenssekten.«

Die beiden Freunde folgten dem alten Manne mit neugierigen Blicken, bis er hinter dem Flavischen Amphitheater verschwand. Dann trennten sie sich. Plautius setzte seinen Spaziergang fort. Restitutus aber begab sich nach Hause, unaufhörlich mit den Gedanken an Vesta und ihr heiliges Feuer, an den Greis mit dem väterlich freundlichen Blicke und an die seltsamen Bemerkungen seines Freundes

über den Konsul beschäftigt.

Wenn Plautius recht hätte und der Vetter des Kaisers ein Christ wäre, dieser Mann, den die einen einen Feigling, die andern einen bewunderungswürdigen Charakter nannten? Aber wohin verirrten sich seine Gedanken? So etwas war ja gar nicht möglich!

II.

Der dritte Nachfolger des hl. Petrus auf dem römischen Bischofsstuhle war Klemens, berühmt als der älteste der Kirchenschriftsteller und deshalb mit dem Titel eines Kirchenvaters geehrt.

Die ältesten Aufzeichnungen über die Päpste nennen uns als unmittelbaren Nachfolger des armen Fischers Petrus von Bethsaida Linus, nach dem Kletus kam. Auf Kletus aber folgte Klemens, der übrigens schon unter dem Apostelfürsten und als dessen Beistand mit Linus und Kletus das Amt eines Bischofs ausgeübt hatte.

Klemens war nicht nur Römer, sondern gehörte sogar der Familie der Flavier an; er war ein Vetter des uns schon bekannten Konsuls Titus Flavius Klemens und des Kaisers Domitian.

Es teilten sich also jetzt zwei Blutsverwandte in die höchste Herrschaft der Welt und residierten beide zu Rom, der eine als Kaiser, der andere als Papst. Letzterer war der oberste Hirt der Herde Christi, ersterer ein reißender Wolf, der dieser Herde

nachstellte; der eine suchte der Welt den wahren Glauben zu vermitteln, der andere wollte diesen Glauben um jeden Preis ausrotten; der eine baute auf, der andere suchte das Gebäude niederzureißen.

Das Haus Klemens des Römers erhob sich in dem vornehmsten Teile des alten Rom, in dem Sträßchen, das vom Forum auf den Lateran führte, und wo sich jetzt noch in der unterirdischen Basilika des hl. Klemens Überreste von der Wohnung dieses Papstes befinden.

In einem Saale dieses Hauses hatten sich die einflussreichsten Personen der römischen Kirche um den Statthalter Christi versammelt. Da war unter andern der Priester Anakletus, der spätere Papst und Märtyrer, und der Lektor Klaudius Atticianus. Sie waren hierhergekommen, um über die Verhaltungsmaßregeln gegenüber der ausgebrochenen Christenverfolgung zu beraten.

»Die Verfolgung wird immer heftiger. Man könnte meinen, die junge Kirche sollte im Blute ihrer Bekenner erstickt werden«, seufzte Klaudius.

»Verzage nicht!«, tröstete Anakletus. »Schon sehe ich eine neue Morgenröte für die Kirche anbrechen. Bis in den Schoß der kaiserlichen Familie ist unser Glaube gedrungen; die beiden Cäsaren, Domitians Adoptivöhne, sind unsere Brüder. Nach dem Tyrannen werden christliche Herrscher den Thron besteigen.«

»Das möchte ich doch bezweifeln«, erklärte «Klemens. »Mir scheint es sehr fraglich, dass mein Vetter und meine Neffen dem Kaiser ihr Glaubensbekenntnis werden lange verbergen können.«

»Aber wenn er es auch entdecken sollte, meinst du denn, er würde es wagen, seine nächsten Verwandten mit dem Tode zu bestrafen?«, rief Klaudius.

»Kennst du meinen kaiserlichen Vetter so wenig, dass du mich dies fragst?«, gab der Papst mit einem Seufzer zurück. »Die Familie der Flavier ist jetzt, ihn allein ausgenommen, christlich – Gott sei's gedankt. Aber so sicher, als die christlichen Flavier ohne Zaudern Blut und Leben für ihren Glauben hingeben werden, wenn es der Herr verlangt, ebenso sicher würde Domitian, wenn er die Wahrheit erführe, keinen Augenblick zögern, dem Konsul, seinen beiden Söhnen und mir das Haupt vor die Füße zu legen, unbekümmert darum, dass dadurch unser Geschlecht ausgerottet würde und die Kaiserwürde in fremde Hände übergehen müsste, da er selbst keinen Sohn hat.«

»So wollen wir Gott bitten, dass der Konsul sich nicht verrät.«

»Er wird es vielleicht auch nicht tun. Er wird noch einige Monate seine Würde bekleiden und sich dann in sein Landhaus zurückziehen, in dessen Verborgenheit sich der Verrat nicht so leicht an ihn heranwagen kann. Aber ich fürchte für die Kinder. Sie sind so gut, so unschuldig, und es ist nur zu leicht möglich, dass sie im Verkehr mit Quintilianus, den ihnen Domitian als Hofmeister gegeben, ihren Glauben durchschimmern lassen. Nun ist aber dieser Mann ein zu bitterer Feind der Christen, um nicht sofort hinzugehen und sie dem kaiserlichen Zorne auszuliefern.«

Ein Diener trat ein.

»Was willst du, Bruder?«, fragte Klemens gütig den

Sklaven, den er vor wenigen Monaten auf dem Markte erstanden hatte, der aber die Kindschaft Gottes mit ihm teilte.

»Der Apostel ist gekommen.«

»Lass ihn eintreten!«, befahl Klemens und erhob sich, dem Gaste entgegenzugehen.

Der Diener ließ den Purpurvorhang von dem Eingang des Saales zurückgleiten, und auf der Schwelle erschien jener schöne, ehrwürdige Greis, der auf der Straße in so hohem Maße das Interesse der jungen Patrizier Restitutus und Plautius erregt hatte.

Der Papst neigte sich tief vor ihm und küsste den Saum seiner ärmlichen Tunika, eine große Ehrenbezeugung in Anbetracht dessen, dass er der Statthalter Jesu Christi und der Vetter des Kaisers war.

Der Fremde grüßte die Anwesenden freundlich: »Der Friede unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch, geliebte Brüder!«

»Und mit deinem Geiste, Apostel!«, klang es im Chor zurück.

Klemens wollte seinen Gast zu dem bisher von ihm innegehabten Ehrensitze führen, doch dieser weigerte sich entschieden, ihn einzunehmen.

»Dieser Platz ist nur für dich, denn du bist der Nachfolger des Petrus von Bethsaida«, erklärte er.

»Du aber bist der Apostel der Liebe, bist jener, der beim letzten Abendmahle sein Haupt an die Brust des Herrn legen durfte, bist der, dem er die himmlischen Geheimnisse enthüllte«, wandte Klemens ein, uns mit diesen Worten den Namen des seltsamen Mannes enthüllend. Es war der

Evangelist Johannes, der einzige noch lebende Apostel, der seinen Wohnsitz Ephesus verlassen hatte, um den römischen Gläubigen während der eben wütenden Verfolgung beizustehen und sie zu warnen vor einigen unter den orientalischen Christen ausgestreuten Irrtümern, die für die junge Kirche gefährlicher waren als die Verfolgung; denn diese konnte nur die Leiber töten, jene aber vergifteten die Seelen.

Johannes war erst seit einigen Tagen in Rom und hatte bei einem armen Glaubensbruder in der Suburra Wohnung genommen, die ihm vom Papste angebotene Gastfreundschaft ablehnend, da er in Rom kein Aufsehen erregen und für den Fall seiner Entdeckung Klemens keine Unannehmlichkeiten bereiten wollte.

»Dem Statthalter des göttlichen Meisters bin ich auch als Apostel unterworfen, auch als solcher dein Sohn«, entgegnete Johannes demütig.

Diese seine Demut erregte bei den Anwesenden kein Erstaunen. Schon im ersten Jahrhundert wurde die Oberhoheit des heiligen Petrus und seiner Nachfolger von allen Christen anerkannt.

Klemens ließ sich wieder auf seinem Sitze nieder, Johannes neben ihm.

»Brüder, liebet einander, denn dies ist der Wille des Herrn«, nahm der Apostel das Wort. »Ich sehe schwere Tage über die Kirche Christi hereinbrechen; aber verzagt und zittert deshalb nicht. Die von unserem göttlichen Meister gestiftete Kirche wird allen Trübsalen siegreich Trotz bieten.«

»Sprichst du von der jetzigen, durch den Kaiser Domitian heraufbeschworenen Verfolgung?«, fragten alle wie aus einem

Munde.

»Nein, diese Verfolgung wird binnen kurzem zu Ende sein, und die Kirche, die der Wut Neros trotzte, wird auch aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen. Nein, ich spreche von schlimmeren Feinden, von jenen, die in den Weizen Christi Irrtümer säen und sich dadurch als wahre Antichristen bezeichnen«, entgegnete der Apostel ernst.

Er spielte damit auf den Gnostiker Cerinth an, dessen Ketzerei eben anfang, von Kleinasien aus durch die christliche Welt zu wandern und auch nach Rom überzugreifen drohte.

»Gott möge jene strafen, die Unkraut in seinen Weizen säen«, rief Klaudius erregt.

Die Stirne des Apostels zog sich in Falten, und sein Gesicht nahm einen sehr ernsten Ausdruck an.

»Sohn, das war nicht christlich gesprochen! Bedenke, Gott hat uns Sünder geliebt – so sehr geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn für uns hingab, damit wir das ewige Leben gewinnen. Wenn nun Gott dich nicht verdammt, wie darfst du einen Mitmenschen verdammen? Das ist ja das Merkmal der Liebe Christi, dass sie auch den Irrenden liebt, obgleich sie den Irrtum verabscheut ... So wie Gott uns geliebt hat, müssen auch wir einander lieben ... Und wenn du sagst: ›Ich liebe Gott‹ und hassest deinen Bruder, so bist du ein Lügner. Denn wer den Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?«

Betroffen machte Klaudius eine Bewegung. »Aber, Apostel, Cerinth und seine Anhänger sind nicht unsere Brüder, sondern von uns getrennte, tote Glieder der Kirche Sie wollen den sichtbaren Leib des Erlösers zerstören.«

»Du musst unterscheiden zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, Bruder! Den ersteren magst du hassen und verurteilen, so wie auch Jesus selbst ihn verabscheute. Den irrenden Bruder jedoch liebe nach dem Beispiel des guten Hirten, der die neunundneunzig treuen Schafe in der Wüste zurückließ, um das eine verirrte zu suchen. Nach diesem Beispiele sollst du handeln und beten für die Bekehrung jener Unglücklichen, die ferne von der katholischen Einheit wandeln.«

Klaudius erwiderte nichts mehr auf die milden Worte des Apostels, denen alle Anwesenden zustimmten.

Johannes sprach nun von der Verfolgung, erkundigte sich nach dem Stande der römischen Kirche, gab Ratschläge, entschied streitige Fragen und erläuterte in einzelnen Fällen den Willen des Herrn, so wie er selbst ihn aus dessen Munde vernommen hatte.

Man sprach auch von der Kirche zu Korinth, deren Gründung dem Apostel Paulus so viele Mühe gekostet und deren Streitigkeiten beizulegen Papst Klemens zwei Briefe geschrieben hatte. Johannes billigte sein Vorgehen und versprach ihm, bei seiner Rückkehr nach Ephesus Korinth aufzusuchen. Nachdem er die Gläubigen nochmals zu gegenseitiger Liebe ermahnt hatte, schlug er das jedem christlichen Herzen lieblichste Thema an – ein Thema, über das auch keiner besser sprechen konnte als er, nämlich über die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria, die schon die Christen der ersten Zeit hoch verehrten und als ihre Mutter liebten.

Die Gläubigen Roms, darunter auch Klemens, kannten aus

dem Munde der Heiligen Petrus, Paulus, Lukas und Markus viele Einzelheiten aus dem Leben der unbefleckten Gottesmutter während des öffentlichen Predigtamtes Jesu; sie wussten auch von ihrem seligen Heimgang, dem ja die Apostel beigewohnt und nach welchem sie in den Himmel aufgenommen worden war. Dagegen wussten sie wenig von dem Leben, dass Maria nach dem ersten Pfingstfeste geführt hatte. Wer aber konnte dieses besser kennen als der Lieblingsjünger, dem der sterbende Heiland vom Kreuze herab seine Mutter anvertraut und der sie zu sich genommen hatte, um sie als seine Mutter zu lieben und für sie zu sorgen. So erzählte Johannes den bei Klemens versammelten Gläubigen von Marias Tugenden: ihrer großen Demut, ihrer Barmherzigkeit, ihrem Gebetsgeiste, ihrer himmlischen Klugheit, ihrer zarten Reinheit, ihrer glühenden Liebe zu Gott und ihrem innigen Verkehr mit ihm, der sie aber nicht hinderte, sich um die Häuslichkeit anzunehmen und ihren Sohn Johannes in vielem zu belehren. Er sprach von der tiefen Andacht, womit Maria im allerheiligsten Sakramente des Altars den Leib und das Blut ihres eingeborenen Sohnes empfangen, von den kostbaren Ratschlägen, die sie ihm und den sich häufig bei ihr versammelten Gläubigen gegeben. Sie hatte ein verborgenes, zurückgezogenes Leben geliebt und ängstlich die Öffentlichkeit gemieden; aber wenn es nötig war, hatte sie sich sofort als treubesorgte Mutter gezeigt, die voll Barmherzigkeit die Trauernden getröstet und den Zweifelnden die Schätze ihrer himmlischen Weisheit geöffnet hatte.

Johannes beschrieb den in atemloser Stille Lauschenden auch die äußere Erscheinung der Gottesmutter: »Es ist

eigentlich unnötig, dass ich darüber erst Worte verliere. Die Schönheit der Seele, die sich auf ihrem jungfräulichen Angesichte spiegelte, der Glanz, den Ihre göttliche Mutterschaft über sie ausgoss, dies kann ich nicht beschreiben, noch werdet ihr in diesem Leben je etwas Ähnliches sehen. Nur wer die gebenedeite der Frauen persönlich gekannt hat, wird mich verstehen. Aber wenn ihr das edle Antlitz auf dem Bilde betrachtet, das ein Apostelschüler von ihr gemalt hat, könnt ihr sie euch so ziemlich vergegenwärtigen.«

»Du meinst das Bild in der unterirdischen Grabstätte der Priscilla an der Via Salaria?«, fragte Papst Klemens.

»Ja, dieses Bild, das sie mit dem Propheten Isaias darstellt, meine ich. Ich sah es vorgestern, war betroffen von seiner Ähnlichkeit und sagte mir, dass die Römer den Heiland sehr lieben müssen, da sie seine Mutter so hoch in Ehren halten.«

In den römischen Katakomben gibt es viele Bilder der allerseligsten Jungfrau, die aus dem ersten und zweiten Jahrhundert stammen und einen unwiderleglichen Beweis für das ehrwürdige Alter der Marienverehrung geben. Das berühmteste von ihnen ist jedoch das, von dem der Apostel soeben gesprochen, das sich in der Katakombe der .hl. Priscilla befindet und noch aus den Zeiten der Apostel stammt. Es ist noch gut erhalten und von wunderbarer Schönheit.

Auf diesem sitzt die heilige Jungfrau auf einem Schemel, halb von einem Schleier umhüllt, in den Armen hält sie das göttliche Kind. Ihr gegenüber steht in eine Toga gehüllt der Prophet Isaias, ein Buch in der Linken und mit der Rechten auf einen über dem Haupte der Gottesmutter schwebenden Stern deutend – er, der geweissagt hatte, dass der Messias, der Stern

Jakobs, aus einer Jungfrau geboren werden würde.

Noch sprach der Apostel von der Gottesmutter, da stürzte der Diener mit dem Ausdrücke lebhaften Entsetzens in das Gemach.

»Was hast du, Bruder?«, rief Klemens erschrocken.

»Soeben sind der Konsul Titus Flavius Klemens und seine beiden Söhne als Christen in den Kerker geworfen worden.«

III.

Ganz Rom sprach von dem ungeheuerlichen Vorkommnis, und die meisten wollten ihren Ohren nicht trauen. Die kaiserliche Familie durch und durch christlich? Während Domitian die Anhänger des Gekreuzigten marterte und tötete, beteten seine Verwandten denselben an?! Unglaublich!

Aber schließlich mussten es die Römer glauben. Den Abend vorher war Flavia Domitilla die Jüngere, Plautillas Tochter und Nichte sowohl des Kaisers als des Konsuls, mit ihren Kammerherren Nereus und Achilleus gefangengenommen worden.

Den beiden letzteren wurde der Prozess noch am selben Abend gemacht. Sie wurden angeklagt, ihre Herrin den Göttern abspenstig gemacht und dem Christentume zugeführt zu haben. Sie hatten auch sofort eingestanden, Christen zu sein, und waren in die Verbannung gewandert. Später wurden sie enthauptet.

Auch Domitilla traf die Strafe des Exils. Das Schiff, das

sie nach Pontia bringen musste, war noch in der Nacht abgegangen.

Das alles hatte Domitian in aller Stille durchgeführt. Rom durcheilte die Kunde davon erst am nächsten Mittag, zugleich mit der, dass auch der Konsul, seine Gattin und seine Söhne Christen seien und dass schon sein Vater sich zu dem Glauben des Nazareners bekannt hatte. Der alte römische Präfekt, Vespasians Bruder, hatte den christlichen Glauben gelegentlich des Prozesses angenommen, den er in seinem Amte gegen die Apostelfürsten Petrus und Paulus hatte führen müssen, und seine milde, allem Blutvergießen abholde Sinnesart, die er von jenem Zeitpunkte ab an den Tag legte, war die Frucht seiner Bekehrung gewesen.

»Der Konsul und seine Angehörigen Christen!« – Dieser Ruf durchhallte ganz Rom.

Aber nicht so sehr dies bewegte die öffentliche Neugierde, als vielmehr die Frage, wie sich jetzt der Konsul und der Kaiser zueinander stellen würden. Würde Klemens die Konsulswürde seinem Glauben vorziehen und sich von ihm abwenden? Die meisten bejahten die Frage; aber wer die Christen genauer kannte, verneinte sie entschieden. Doch – wenn der Konsul sich weigerte, den Göttern zu opfern, was würde dann der Kaiser tun? Würde er einen Mann, in dessen Adern das Blut der Flavier rollte, zum Tode verurteilen? Und wenn er es schon über sich brachte, seinen Vetter so grausam zu behandeln, was würde mit seinen Adoptivsöhnen geschehen, denen er die Cäsarenwürde verliehen und die Thronfolge zugesichert hatte? Sollten auch diese sterben müssen? Dann wäre Domitian der letzte Herrscher aus dem Hause der Flavier gewesen. Es war

doch wohl wahrscheinlicher, dass er es vorzog, seiner Familie den römischen Kaiserthron zu erhalten und seinen Christenhass wenigstens in diesem Falle zu unterdrücken, und die beiden Knaben verschonte.

Die aufgeregten Römer ergingen sich in den verschiedensten Bemerkungen, und viele bedauerten die armen Knaben. Nur die Götzenpriester jubelten und priesen ihre falschen Götter, dass sie die Verirrung der Thronfolger enthüllt und das Reich vor christlicher Herrschaft bewahrt hatten.

Am tiefsten hatte die Kunde Restitutus getroffen, der durch sie das Gebäude seines Hochmutes in Trümmer gestürzt sah.

Wie, es war also nicht wahr, dass das Christentum nur die Religion der Armen, Verlassenen und Sklaven war, wie er bisher geglaubt hatte? Nein, sie zählte auch unter den vornehmsten Geschlechtern Roms Anhänger, und sogar die kaiserliche Familie beugte ihr Knie vor dem Gekreuzigten! Seltsam, gerade die von ihm am meisten verehrten Personen, alle, die seine Ideale von Seelengröße und Charakterstärke verkörperten, mussten Christen sein! Dem Christenglauben hatte sein edler Freund Quintilius Vercundus angehangen, gehörte der gütige Konsul Klemens, Domitilla die Ältere, das Muster einer römischen Matrone, und die junge Domitilla an, die ebenso schön als reich und sittsam war und wert gewesen wäre, von dem edelsten, vornehmsten Patrizierjüngling Roms zur Gattin gewählt zu werden. Christen waren die tapferen, aus vielen Schlachten siegreich hervorgegangen Achilles und Nereus gewesen, und Christen waren die beiden jugendlichen Thronfolger Vespasian und Domitian.

Wie konnte das möglich sein? Es war doch nicht

anzunehmen, dass bei all diesen hervorragenden Personen Seelengüte und Edelsinn nur eine erborgte Maske war, hinter der sich schlimme verbrecherische Neigungen verbargen. Viel wahrscheinlicher war es, dass die christliche Religion die von den Götzenpriestern gegen sie geschleuderten Anschuldigungen nicht verdiente.

Auch der junge Patrizier fragte sich: Was wird nun Konsul Klemens, was seine Familie, was die anderen Christen beginnen?

Nun, einige hatten diese Frage ja schon klar und deutlich beantwortet. Nereus und Achilleus waren für ihren Glauben in die Verbannung gegangen. Restitutus konnte nicht umhin, die christlichen Helden ob ihres mutigen Verhaltens zu bewundern. Teilte er auch ihren Glauben nicht, so musste er doch zugeben, dass außerhalb desselben eine ähnliche Charakterstärke nicht zu finden sei. Jeder heidnische Römer wäre wohl bereit gewesen, seine Götter zu verlassen, und nicht bloß, um sein Leben zu retten, sondern auch um noch geringerer Vorteile halber. Auch die Jungfrau Domitilla hatte die Verbannung dem Abfall vorgezogen, die wahrlich eine um nichts geringere Strafe als den Tod bedeutete. Dieses zarte, an die Bequemlichkeiten des reichen Vaterhauses gewöhnte Mädchen musste auf der unwirtlichen Insel furchtbar leiden. Und dennoch hatte sie diese freudig ausgesucht, um ihrem himmlischen Bräutigam nicht untreu zu werden. Die Standhaftigkeit des Konsuls und seiner Söhne würde wahrscheinlich um nichts geringer sein.

Restitutus' Vermutungen sollten sich erfüllen. Auf dem Forum traf er Plautius, der, sofort auf ihn zutretend, sagte:

»Siehst du, dass ich recht hatte?«

»Ja, du hattest leider nur zu sehr recht. Der Konsul ist ein Christ.«

»Und noch dazu einer der hartnäckigsten.«

»Wer weiß, ob er nicht doch noch seinem Glauben abschwört?«

»Wie, so hörtest du doch noch nicht, dass er sich entschieden geweigert hat, den Göttern zu opfern?«

»Tat er dies? Da hat er recht getan.«

»Wie kannst du das sagen! Bist vielleicht auch du ein Christ?«, rief Plautius und maß den Freund misstrauisch.

»Nein und abermals nein! Aber wenn ich einer wäre, würde auch ich den Tod einem schmähhchen Abfall vorziehen«, erklärte Restitutus.

»Das sind Ansichten«, meinte Plautius achselzuckend. »Ich wäre gleich bereit, dem Nazarener oder einem anderen Gotte, meinerwegen sogar den ägyptischen Stier Apis zu opfern, wenn sie mir eine Stelle bei Hofe erwirken wollten oder der Kaiser sich daraufhin herabließe, mir einen der vielen Schuldscheine einzulösen, die ich den Juden ausstellen musste. Diese verwünschten Wucherer haben nicht nur einen Gott, der nicht eben sehr nach meinem Geschmacke ist, sondern sie besitzen auch ungeheuer viel Geld, das mir schon eher gefallen möchte.«

Restitutus gab auf diese Bemerkung keine Antwort, sondern knüpfte das erste Thema wieder an: »Da der Konsul sich weigert, den Göttern zu opfern, ist sein Tod wohl beschlossene Sache.«

»Ja. Es verlautet, dass er diesen Nachmittag hingerichtet

werden solle. Es gibt aber noch eine andere Neuigkeit – ist sie dir schon bekannt?«

»Ich weiß nicht, worauf du anspielst.«

»Aber das weißt du, dass, so wie wir Anhänger der Götter einen Oberpriester haben, welche Würde jetzt den Kaiser selbst schmückt, auch diese elenden Nazarener einen obersten Priester haben?«

»Das ist mir bekannt.«

»Dieser Oberpriester der Christen behauptet, die höchste Würde auf Erden zu bekleiden und durch seinen geistigen Einfluss die Welt zu regieren.«

»Den Wunsch hegen alle Priester.«

»Weißt du aber auch, wer dieser Oberpriester der Christen ist?«

»Irgendein alter Orientale, vermute ich.«

»Nein, sondern Klemens der Ältere, der Vetter des Kaisers.«

»Ist das möglich?«, rief Restitutus höchlichst erstaunt. »So wären also die Flavier nicht nur sämtlich Christen, sondern einer von ihnen hätte sich sogar zum Oberhaupte der dem Kaiser so verhassten Sekte aufgeschwungen!«

»Das setzt dich in Erstaunen, nicht wahr? Auch ich wunderte mich sehr, als ich diese Nachricht empfing, und wollte sie zuerst gar nicht glauben. Aber sie ist richtig. Domitian hat seinen Vetter sofort einkerkern lassen und auch schon verurteilt.«

»Zum Tode?«

»Nein, zum Eisen.«

»Zum Eisen? Das ist unmöglich, Plautius! Ein Flavier zum

Eisen verurteilt!«, rief der junge Patrizier bestürzt und an der Wahrheit des Gehörten zweifelnd.

Der Leser wird seine Verwunderung begreifen, wenn er erfährt, dass die »Strafe des Eisens« die Verurteilung zu der schweren, entwürdigenden Sklavenarbeit in den unterirdischen Bergwerken bedeutete und dass sie im alten Rom mehr gefürchtet war als der Tod, nicht bloß wegen der Schwere der Arbeit und der harten Behandlung, sondern weil der Tod durch Henkerhand die Schuld des Verbrechers tilgte und ihm die Rechte auf ein ehrenvolles Begräbnis gab, während der Tod in den Bergwerken die Schande des Verurteilten noch vergrößerte, sein Leichnam als entehrt galt und man, um ihn nach Rom in das Familiengrab bringen zu können, einer besonderen Erlaubnis bedurfte, die nur selten und dann nur gegen sehr gute Bezahlung gewährt wurde.

»Es ist doch so!«, fuhr Plautius fort. »Klemens der Ältere wird künftighin in dem Bergwerke zu Chersones ein elendes Sklavenleben führen. Domitian ist unversöhnlich, wenn es sich um die Christen handelt, und ich glaube, wenn er einen Sohn hätte, einen einzigen, und dieser sich erkühnen wollte, dem gekreuzigten Nazarener anzuhängen, er würde auch diesen in den Tod schicken.«

»Was wird mit den beiden jugendlichen Thronfolgern geschehen?«

»Darüber verlautet noch nichts. Doch ich will hoffen, dass Domitian mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit Mitleid hat und ihnen kluge, tüchtige Lehrer gibt, die imstande sind, den Aberglauben aus ihren Köpfen zu treiben.«

Damit trennten sich die beiden Freunde. Restitutus wollte

sich nach Hause begeben. Auf dem Wege dahin musste er an dem Mamertinischen Kerker vorbei, eben als sich ein kleiner Zug dem Eingang näherte. Einige Soldaten brachten einen Gefangenen, gefolgt von einem schimpfenden und höhrenden Pöbelhaufen.

Restitutus ließ einen flüchtigen Blick über die Rotte gleiten und hemmte bestürzt den Schritt. Der Mann, der da in Ketten inmitten der Häscher schritt, war ja kein anderer als der schöne, ehrwürdige Greis, der vor einigen Tagen seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte.

»Was hat denn dieser Greis verbochen?«, fragte er einen der Soldaten und drückte ihm einige Geldstücke in die Hand.

»Er ist einer der Obersten der verruchten Christensekte, die die Götter vernichten mögen! Er nennt sich Johannes und soll einer der vertrautesten Freunde des Betrügers von Nazareth gewesen sein.«

Das traf unsern jungen Patrizier schwer, ja es raubte ihm alle Fassung. Alles kehrte sich gegen ihn. Sogar dieser Mann mit der hohen Denkerstirn und den sympathischen Gesichtszügen war ein Christ! Das Christentum musste demnach bereits über die ganze Erde verbreitet und in alle Schichten der menschlichen Gesellschaft eingedrungen sein – und das trotz aller Verfolgungen und Gefahren, die seine Anhänger bedrohten. Seltsam – seltsam!

Er vermochte nicht, in sein Haus zurückzukehren, sondern irrte bis in die späte Nacht auf den breiten Straßen umher, die in die weite Campagna hinausführten. Er überdachte all die merkwürdigen Vorgänge der letzten Tage, deren Zeuge er gewesen, suchte in das Wesen des christlichen Glaubens

einzudringen und blieb immer wieder bei dem Gedanken stehen: das Christentum übt auf alle eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, die unmöglich natürlichen Ursprungs sein kann.

Doch so klar und deutlich sich ihm diese Erkenntnis aufdrängte, so beharrlich suchte er sie abzuleugnen, denn ihre Wahrheit schien ihn zu einem Schritt zu drängen, den er um jeden Preis vermeiden wollte.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang gelangte er auf ein Sträßchen, das sich mit dem zu seinem Palaste führenden Wege kreuzte, und eben wollte er auf diesen einbiegen, als ihm zwei Totengräber mit einer Bahre begegneten, die offenbar zu der in der Nähe befindlichen Grabstätte der Sklaven wollten. Über die Bahre war ein kostbarer Purpurmantel geworfen, was den Jüngling stutzen und anhalten ließ.

»Wen begrabt ihr da?«, erkundigte er sich.

Einer der Träger schlug den Purpur zurück, und Restitutus blickte bei dem blassen Mondlichte schauernd in die starren Gesichter der Thronfolger Vespasian und Domitian. Domitians Adoptivöhne, die er auf den Kaiserthron hatte setzen wollen, hatten trotz ihrer zarten Jugend seinen Schmeicheleien und Drohungen so tapfer widerstanden, dass er wutentbrannt sie enthaupten ließ und befohlen hatte, sie in das Massengrab der Sklaven zu werfen, damit es den Christen unmöglich wurde, die kostbaren Reliquien zu bestatten und zu verehren.

Mit dem Tode der Cäsaren war die Hoffnung der Christen, in absehbarer Zeit einen der Ihren den römischen Kaiserthron besteigen zu sehen, vernichtet und ging die Kirche neuen schweren Kämpfen entgegen.

Restitutus schaute mitleidig auf die noch im Todesschlummer lieblichen Züge der jungen Märtyrer und ging tief erschüttert von dannen.

IV.

Das Geschlecht der Flavier war so gut wie ausgerottet. Der Glaubenshass war in Domitian mächtiger gewesen als die dem Menschen innewohnende Liebe zum eignen Fleisch und Blut.

Konsul Klemens hatte man gleich seinen Söhnen enthauptet; Flavia Domitilla die Jüngere war verbannt. Papst Klemens I. arbeitete in den Bergwerken von Chersones, und auch die Witwe des Konsuls war ins Exil gewandert. Dieses warnende Beispiel, das der Tyrann zur Abschreckung der Christen an seinen eignen Verwandten gegeben hatte, begleitete er mit einem Massenmord der Christen im ganzen Reiche, weniger wohl aus Glaubenseifer als aus Rache dafür, dass sie seine Familie an sich gelockt und ihre Lehre auch an seinem Hofe verbreitet hatten.

Indessen hatte es der Kaiser mehr auf die Christen der vornehmen Stände als die von niedriger Herkunft abgesehen, und da er ihren Angebern einen Teil ihres Vermögens zusicherte, blühte damals in Rom die Verrätereie. Bis in das Heiligtum der Familie drangen die erbärmlichen Verräter ein. Jedes, auch das verwerflichste Mittel war ihnen recht, wenn es galt, einen Christen ausfindig zu machen, und gemeine Gewinnsucht zerriss die heiligsten Bande der Freundschaft und des Blutes,

bis die Christen auch vor ihren Verwandten und Freunden nicht mehr sicher waren.

Dabei kam aber auch zutage – und Rom erstaunte höchlich darüber –, dass das Christentum bereits zu tief seine Wurzeln in den Boden der Ewigen Stadt gesenkt hatte, als, dass man noch hatte hoffen können, es ausrotten zu können, und dass es bereits in die höchsten und vornehmsten Kreise eingedrungen war.

Fortgesetzt wurden den Gerichten vornehme Männer von Adels- und Patrizier-, ja Senatorenrang vorgeführt. Nicht nur die Familie der Flavier, auch die Julier, die Aurelier, die Kornelier, die Fabiner, die Glabrier, mit einem Wort, das ganze höchste Patriziat Roms zählte Märtyrer in seinen Reihen.

Diese Tatsache beschäftigte niemand mehr als Restitutus. Täglich überzeugte sie ihn mehr von der Nichtigkeit des Götterkultus, täglich sagte sie ihm eindringlicher, dass das Christentum trotz aller Beschimpfungen der Götzenpriester viele verborgene Schönheiten und Kräfte haben müsse. Wie hätte es sonst so viele auserlesene Geister an sich ziehen können, da es ihnen als Entgelt doch nichts weiter bot als Vermögensverlust, Verfolgung, Leiden und schimpflichen Tod.

Mehr und mehr drängte es ihn, sich endlich über diese geheimnisvolle Religion klar zu werden, doch er widerstand hartnäckig.

Eines schönen Tages ging der junge Mann die Via Appia entlang in die Campagna hinaus, um mit seinen Gedanken

allein zu sein. Oben bei Caracallas Thermen traf er einen Trupp Menschen. Mehrere Soldaten führten einen Gefangenen in ihrer Mitte, denselben Greis, der schon mehrmals seine Aufmerksamkeit erregt hatte und eines der Häupter der nazarenischen Sekte sein sollte.

Restitutus verstand, dass er zum Tode geführt werde, und lebhaftes Bedauern regte sich in ihm. Er blickte dem alten Manne forschend in das edle Gesicht; doch da war keine Todesfurcht zu entdecken. Seine Lippen lächelten heiter, als ginge es zu einem festlichen Mahle.

Ein Schwarm von Menschen, zumeist den niederen Ständen angehörig, begleitete den zum Tode Verurteilten. Die Männer blickten ernst und bewegt, die Frauen weinten.

Wenn wir sagten: die meisten waren niederen Standes – so waren es doch nicht alle. Unter den Männern befand sich auch Acilius Glabrianus, der im Jahre 91 mit Domitian Konsul gewesen war. Diese Leute waren zweifellos alle Christen. Da nun Acilius mit ihnen ging, musste auch er einer sein – er, der Repräsentant der vornehmsten römischen Familie.

Restitutus kannte den Prokonsul persönlich, und so konnte er es sich erlauben, auf ihn zuzutreten und ihn nach der Begrüßung zu fragen: »Wo soll die Hinrichtung dieses würdigen Greises stattfinden?«

»An der Porta Latina.«

»Welchen Todes soll er sterben?«

»Man wird ihn in einen Kessel voll siedenden Öles werfen.«

»Ist es erlaubt, sich euch anzuschließen?«, fragte der junge Mann weiter, den bei dem Gedanken an ein so entsetzliches

Ende Grauen überlief.

»Die öffentliche Straße ist frei für alle«, gab Acilius kurz zurück.

Restitutus stellte keine weitere Frage. Er suchte weder Glabrianus über seinen Glauben auszuforschen noch ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er sich durch sein offenes Bekenntnis desselben aussetzte. Still folgte er dem traurigen Zuge.

Warum er das überhaupt tat? Er wusste es selbst nicht. Nicht um einen Christen sterben zu sehen; dies Schauspiel hatte er schon oft gesehen. Auch nicht aus Neugier, nein! Er schrieb es schließlich der Teilnahme zu, die ihm der ehrwürdige Greis einflößte. In Wirklichkeit war es aber die Gnade Gottes, die ihn dorthin zog, wo ihm Erleuchtung werden sollte.

Bei der Porta Capena teilte sich die Straße; rechts lief sie als die berühmte Via Appia, links als die Via Latina weiter.

Der Zug bog in die letzte ein und gelangte bald zu dem Tore gleichen Namens. Hier brannte ein riesiges Feuer, das nervige, halbnackte Sklaven schürten und über dem ein großer Kessel brodelte, dem dichter, schwarzer, beißender Dampf entströmte.

Die Christen umringten den Apostel, um von ihm Abschied zu nehmen. Jeder wollte ihm noch einen Kuss geben, den Kuss reiner Kindesliebe. Jeder wollte ihm noch einmal die Hand drücken und sich seinem Gebete im Himmel empfehlen, sich, seine Familie, besonders jedoch die hartbedrängte Kirche und deren Oberhaupt, das fern in der Erde schmachtete. Der Apostel versprach voll heiliger Güte, aller bei dem Herrn zu gedenken, tröstete und ermutigte seine Herde und hinterließ

ihr seine letzte Ermahnung mit den Worten: »Kindlein, liebet einander!«

Restitutus sah tief bewegt der rührenden Szene zu.

»Wie sie einander lieben!«, sprach er zu sich selbst. »Die Christen sind gut, gut! Viel besser als die Heiden!«

Eine innere Stimme rief ihm zu: »Grüße auch du den Apostel und bitte ihn, dir von seinem Gotte die Gnade zu erlangen, ihn kennenzulernen, ihn zu lieben, ihm zu dienen!«

Er wollte dieser Stimme nicht gehorchen. Aber als die Christen sich alle von Johannes verabschiedet hatten, näherte auch er sich ihm, von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, und sagte mit zitternder Stimme: »Bitte auch für mich, Vater, sobald du in dem Reiche deiner Glorie angelangt bist.«

Der Apostel betrachtete den Jüngling voll väterlicher Milde: »Ich sah dich noch nie in den Reihen der Brüder.«

»Ich bin kein Christ und kenne eure Lehre nicht. Aber die Standhaftigkeit eurer Bekenner und die Liebe, die ihr zueinander traget, sagt mir, dass eure Religion besser sein muss als die meine«, antwortete Restitutus.

»Sie ist die einzig wahre, denn sie wurde uns von Jesus von Nazareth gelehrt, dem eingeborenen Sohne Gottes. Er segne und erleuchte dich, mein Sohn«, sagte der Heilige und legte seine abgezehrte Hand auf das Haupt des Jünglings.

Über dessen Glieder ging bei der Berührung dieser heiligen Hand ein Schauer. In diesem Augenblicke wäre Restitutus bereit gewesen, sein Leben hinzugeben, hätte er dadurch das dieses lebenswürdigen Greises retten können.

»Schnell, schnell, wir haben keine Zeit!«, brumnten die

Henker und Soldaten, die des Wartens müde waren, ungeachtet des reichen Trinkgeldes, das Acilius Glabrionus einem jeden von ihnen gegeben hatte.

Der Prokonsul dachte auch an das Begräbnis des Heiligen, eine goldstrotzende Börse glitt in die Hand eines der Henker.

»Wir werden ihn nach der zweiten Biegung der Via Appia tragen«, versprach dieser.

An jener Stelle befand sich nämlich der Eingang zur Lucinischen Katakombe, dem alten Friedhof der Pomponia Gräcina. Dort wollten die Christen den Apostel bestatten.

Nun rissen die Sklaven Johannes die alte Tunika vom Leibe und nahmen ihn in ihre kräftigen Arme. Die Christen schrien laut auf und streckten ihre Hände nach dem Märtyrer aus, während es im Chore erklang: »Johannes, Johannes, Apostel des Herrn, bitte dort oben für uns!«

Die Sklaven hoben den Heiligen über den brodelnden Kessel.

»Kindlein, liebet einander!«, klang es noch einmal zu den Christen hinüber.

Ein Fall, der Rauch bewegte sich, wurde dichter, einige Tropfen siedenden Öles spritzten auf die Umstehenden und verbrannten sie schmerzlich.

Der Apostel lag in der kochenden Flüssigkeit. Noch einige Augenblicke qualvollen Leidens, und er musste sterben, dachten alle.

Die Henker schürten das Feuer stärker, und der Rauch wurde noch dichter. Die Christen hielten den Atem an, um ein letztes Wort des Evangelisten nicht zu überhören; aber sie hörten und sahen nichts als das Feuer und den Rauch.

So vergingen einige bange Minuten, die alle eine Ewigkeit dünkten und namentlich Restitutus das Herz zerrissen, und dann – dann geschah das Unerhörte, Wunderbare. Durch den schwarzen Dunst tönte die Stimme des Apostels, nicht schmerzbebend, nicht erstickt, nein, jubelnd, wie die eines Kriegers, der durch die Hilfe seines Feldherrn siegreich aus dem Kampfe hervorgeht: »Gebenedeit seist du, Gott unserer Väter! Gelobt sei dein Name in alle Ewigkeit!«

So hatten einst die drei Knaben gebetet, die Nabuchodonosor in den Feuerofen hatte werfen lassen, so betete jetzt Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn.

Allgemeine Verwunderung. Die Christen sahen sich an, ohne noch recht zu begreifen, und Restitutus dachte: »Was geht hier vor? Woher nimmt dieser Greis, der schon längst auf ewig stumm sein sollte, noch die Kraft, so laut zu beten? Wenn ihn sein Gott vom Tode erretten wollte – o, wie groß wäre dann der Christengott, wie allein würdig, gelobt und gepriesen zu werden!«

»Lobet alle den Herrn, denn er hat mich errettet aus der Hand des Todes, hat mich beschützt inmitten der züngelnden Flammen! Saget Dank dem Herrn, denn er ist gut, und seine Güte währet ewiglich!«

Ein leichter Windstoß trieb den über dem Kessel schwebenden Rauch auseinander, und man sah den Apostel heiter und lebend, fast verjüngt, das Gesicht strahlend in überirdischer Schönheit, den Blick zum Himmel gerichtet, die Hände zum Gebete gefaltet.

In den Reihen der Christen brach stürmischer Jubel los.

»Ein Wunder, ein Wunder! Christus siegt!«, riefen sie

begeistert und streckten die Hände nach Johannes aus.

»Christus, der dieses Wunder vollbracht hat, ist wahrhaft Gott!«, rief Restitutus, und selbst die rohen Schergen konnten ihr Erstaunen und ihr Entsetzen über dieses unerhörte Geschehnis nicht unterdrücken.

»Auf Acilius' Rat hoben sie den Apostel aus dem siedenden Öle. Er trat aus der glühenden Flüssigkeit sie aus einem erfrischenden Bade, keine Verletzung, keine Brandwunde zeigte sich an seinem jungfräulichen Körper, ja dieser schien fast verjüngt. Die Christen umdrängten ihn, umhüllten die ehrwürdige Gestalt mit der Tunika und wünschten ihm Glück zu seiner Rettung. Aber er wehrte sie sanft ab: »Lobet den Herrn, der unverdiente Gnade an mir geübt hat! Sein heiligster Name sei gebenedeit in alle Ewigkeit!«

»Vater, lehre auch mich den Glauben an Christus!«, bat Restitutus tiefbewegt.

»Geh zu Anakletus, mein Sohn! Er wird dich unterrichten, und wenn ich kann, werde ich mich deiner gern annehmen!«

Johannes wurde von den Schergen gebunden und in den Mamertinischen Kerker zurückgebracht. Die Christen gingen einzeln nach der Stadt zurück, Restitutus an der Seite von Acilius Glabrionus, der ihm die christlichen Hauptwahrheiten schon auf dem Wege erklärte.

Bei dem Tempel der Fortuna trat ein Dekurio auf die beiden zu, legte seine Hand auf Acilius' Schulter und sagte: »Im Namen des Kaisers, der befohlen hat, die Christen gefangen zu nehmen, verhafte ich dich, denn auch du bist ein Christ!«

»Ich leugne es nicht und stehe zu deiner Verfügung«, entgegnete der Prokonsul einfach und gelassen.

Acht Tage später hatte Acilius Glabrionus sein glorreiches Martyrium vollendet. Man hatte ihn enthauptet, und die Christen setzten sein Haupt in der Katakombe der Priscilla auf der Via Slaria bei, wo seine Familie eine eigene Gruft besaß, würdig des vornehmsten römischen Patriziergeschlechtes.

Am selben Tage verließ ein Schiff den Hafen von Ostia und nahm den Lauf nach der fernen Insel Patmos. Es trug einen Gefangenen, den Kaiser Domitian nicht zu töten vermochte und den er daher auf dieses wüste Eiland verbannte – den heiligen Apostel Johannes. Unter den zahlreichen Gläubigen, die dem Heiligen bis zum Schiffe das Geleite geben, erblicken wir auch den Priester Anakletus und an seiner Seite Markus Antonius Restitutus der, von der Gnade Gottes besiegt, in die Reihe der Katechumenen eingetreten ist und sich mit glühendem Eifer auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet.

HEDWIG BERGER

Über die Übersetzerin/Autorin **Hedwig Berger** sind leider keine weiteren Informationen vorhanden!

SCHWERTHEFTE

Die **Schwertheft**e – Zitat: *Sammlung spannender Erzählungen, Abenteuer und Reisen* – lassen sich zeitlich nur recht ungenau zuordnen, sind aber vermutlich im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts erschienen, also irgendwann zwischen 1900 und 1925. In den dem Herausgeber vorliegenden Originalheften finden sich keinerlei Angaben zu einem Erscheinungsdatum. Genauso wenig lassen sich zuverlässige Angaben im Internet recherchieren; und wenn, dann sind diese sehr widersprüchlich.

Als Herausgeber/Druckerei fungierte die *Missionsdruckerei Steyl, Kaltenkirchen, Rhld.*, eine ordenseigene Druckerei des *Missionshaus St. Michael* in Steyl. Die Druckerei bestand ab 1878 und wurde im Jahr 2001 geschlossen.

Die Einzelhefte hatten einen Umfang von 32 Seiten und kosteten 0,20 Mark (20 Pfennig), Doppelnummern mit 64 Seiten 0,40 Mark (40 Pfennig) wobei jeweils der Umschlag mit farbigem Titelbild hinzugerechnet werden muss. Damit kamen die Hefte auf 36 bzw. 68 Seiten. Zusätzlich wurden die Hefte für *Volks- und Jugendbibliotheken* in Bibliotheksbände mit je 10 Nummern zusammengefasst, welche zum Preis von 4,00 Mark verkauft wurden.

Bis auf wenige Ausnahmen enthielten die Bände in sich abgeschlossene Kurzromane, größere Erzählungen wurden

aber auch auf zwei oder drei aufeinanderfolgende Heftchen verteilt.

Als Autoren verzeichnen sich Joseph Eckerskorn, Friedrich Wilhelm Grimme, Patrick Augustine Sheehan, Hermann Hirschfeld, Ernst von Houwald und viele andere. Auch wurden beispielsweise die Lederstrumpf-Romane von J.F. Cooper in stark gekürzter Form nacherzählt beziehungsweise auch mal ein Märchenheft von Wilhelm Hauff herausgebracht. Inwiefern exklusive Erzählungen für die Heftreihe verfasst wurden, lässt sich nicht oder nur sehr schwer feststellen.

Bei **EMMERICH Books & Media** erscheinen weitere **Schwertheft**e in loser Reihenfolge.
[Weitere Informationen auf der Verlagsseite.](#)

